

Sparsame Junge
Ein Studie zeigt, dass Lehrlinge beim Geld viel konservativer sind als angenommen. 12

Harmlose Fussballer
6:0 gegen Island, 0:1 gegen England: Der Schweizer Neustart lässt Fragen offen. 16

Verrücktes Kino
Terry Gilliams Don-Quichotte-Projekt ist ein Film mit langer Vorgeschichte. 29



Yvonne Eisenring
Die Filmemacherin hat Menschen über 80 interviewt und viel über das Alter gelernt. 27

ANZEIGE

TOP Angebote

Miele Electrolux

wyser

... im Markenhaus

Werktag: 30-3097 Lieberli: 031 997 24 34 - wyser.ch

Der Bund

AZ 3000 Bern 1

Mittwoch, 12. September 2018 — 169. Jahrgang, Nr. 212 — Fr. 4.20 (inkl. 2,5% MwSt)

Unabhängige liberale Tageszeitung — gegründet 1850

Der Duft der Frauen



Forschung Bei der Partnerwahl sind Körpergerüche entscheidend. Eine Studie der Universität Bern belegt, dass Frauen kurz vor dem Eisprung besonders begehrenswert duften. (red) Seite 31 Foto: M. Buser

Frauenboom in der Medizin endet nach Assistenzzeit

Arztberuf Der Kanton Bern stärkt den Standort, und die Uni Bern bietet so viele Ausbildungsplätze wie noch nie.

Brigitte Walser

Neuer Rekord an der Universität Bern: 320 Studienplätze stehen nächste Woche für das Medizinstudium bereit. Das sind im Vergleich zum Vorjahr 100 Plätze mehr. Die Uni entspricht damit einer Forderung des Bundes nach mehr Schweizer Ärzten. Derzeit stammt gut ein Drittel der berufstätigen Ärzte aus dem Ausland. Ausserdem will der Kanton mit dem Ausbau des Medizinstandorts Bern stärken.

Wie schon seit Jahren werden auch dieses Semester mehr Frauen als Männer in Bern das Medizinstudium aufnehmen, längst ist von einer Feminisierung des Arztberufs die Rede. Allerdings sinkt

in Schweizer Spitälern der Frauenanteil mit jeder Stufe auf der Karriereleiter: Bei den Assistenzärzten lag er letztes Jahr bei 58 Prozent, bei den Chefärzten bei 12 Prozent. Dies zeigen die Zahlen der Ärzteverbinding FMH.

Zwar sind Frauen in den letzten Jahren vermehrt ins obere Kader vorgestossen, 2008 lag ihr Anteil noch bei 10 Prozent. Doch laut Fachleuten sind zusätzliche Anstrengungen nötig, damit Ärztinnen auf eine Spitalkarriere setzen. Vor allem Vorgesetzte spielen eine wichtige Rolle, weil im komplexen Klinikalltag oft individuelle Lösungen – etwa zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf – nötig sind. Weisungen von aussen würden nur bedingt helfen. Seite 17

Der AHV-Steuer-Deal hat gute Chancen

Nationalrat Es wird eng für den AHV-Steuer-Deal, aber es dürfte reichen. So hat sich die SP-Fraktion deutlich für den Deal ausgesprochen. Unterstützt wird das Paket auch von einem guten Dutzend Politikern aus den Reihen der SVP. Somit dürfte das Projekt, das eine Unternehmenssteuerreform mit einer jährlichen AHV-Finanzspritze verknüpft, eine Mehrheit finden. (Inz) Analyse Seite 10, Berichte Seiten 7 und 19

Internationales Gericht hält US-Druck stand

Rechtsstaatlichkeit Der Internationale Strafgerichtshof (ICC) will sich nicht einschüchtern lassen, sondern seine Arbeit unbeeindruckt fortsetzen. Die USA hatten dem ICC mit Sanktionen gedroht, sollten Ermittlungen wegen angeblicher Kriegsverbrechen von Amerikanern in Afghanistan vorangetrieben werden. Dabei übte vor allem US-Sicherheitsberater John Bolton Druck aus. (Reuters) Kommentar rechts, Bericht Seite 3

Kommentar

Good News für Diktatoren

John Bolton ist immer noch der Alte, nicht nur wegen seines markanten Schnauzes: Bereits als UNO-Botschafter der Regierung Bush hatte er den Internationalen Strafgerichtshof (ICC) angegriffen. Er sei heute noch stolz auf seinen damaligen Feldzug gegen das Haager Gericht, wie der Sicherheitsberater Präsident Trumps nun bekannte. Dabei legte Bolton nach: Er erklärte nicht nur den ICC für tot, er will auch dessen Richter und Ankläger nicht mehr in die USA einreisen lassen. Falls es zu Verfahren gegen Amerikaner komme, lasse er die Vermögen der Haager Juristen einfrieren.

Dabei geht der ICC auf eine amerikanische Idee zurück, das Nürnberger Tribunal, mit dem die Alliierten die deutschen Hauptkriegsverbrecher nach dem Zweiten Weltkrieg verurteilt hatten. Auch der ICC befasst sich mit Völkermord, Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Kriegsverbrechen, den ganz schlimmen Schandtaten, die endlich gestraft werden sollen. Davon aber will Bolton nichts wissen.

Mit seinem Furor reagierte er auf eine ICC-Untersuchung zu Kriegsverbrechen in Afghanistan, u.a. von US-Streitkräften. Dabei steht kaum zur Diskussion, dass Amerikaner im «Krieg gegen den Terror» Gefangene gefoltert haben. Bolton will nun aber verhindern, dass seine Landsleute vor ein internationales Gericht gestellt werden. Mit dieser Haltung sind die USA in illustrier Gesellschaft, die UNO-Veto-Mächte China und Russland machen auch nicht mit beim ICC. Wenn nun aber selbst die demokratische Führungsmacht ihre Abneigung so offen demonstriert, dann schwächt dies das Haager Tribunal.

Umso mehr dürften mutmassliche Kriegsverbrecher ihre Freude gehabt haben an Boltons Standpauke. Vor allem, wenn ein ICC-Verfahren gegen sie läuft, etwa gegen Sudans Präsident Omar al-Baschir oder Kindersoldatenführer Joseph Kony. Aber auch Bashar al-Assad, gegen den der ICC ermitteln müsste, hat nun noch weniger zu befürchten, als dies dank russischem Beistand ohnehin der Fall ist. Gute Nachrichten für Diktatoren.

Christof Mürger
Leiter Ressort International

Redaktion Der Bund, Dammweg 9, Postfach, 3001 Bern, Tel. 031 385 11 11, Fax: 031 385 11 12, Web: derbund.ch, Mail: redaktion@derbund.ch
Verlag Der Bund, Dammweg 9, Postfach, 3001 Bern, Tel. 031 385 11 11, Fax: 031 330 36 86
Inserate Tamedia Advertising, Dammweg 9, Postfach, 3001 Bern, Tel. 031 330 33 10, Fax: 031 330 35 71, Mail: inserate@derbund.ch
Abonnemente Tel. 09 44 385 144 (Lokalrat), Mail: abo@derbund.ch

Heute im «Bund»

Ein Posterboy mit Problemen

England Boris Johnson ist die Lichtgestalt der Brexiters. Aber derzeit hat der parteiinterne Gegenspieler von Theresa May viele Probleme. Auch private. Seite 5

Neuer Hauptsitz für Alcon

Novartis Die Probleme des Basler Konzerns in Übersee kommen der Schweiz zugute. Die Firma zügelt 50 Jobs ihrer Tochter Alcon nach Genf. Seite 13

Rückkehr des bösen Buben

Motorsport Er steht für Glamour, Eskapaden und Erfolg. Der ehemalige Formel-1-Weltmeister Kimi Räikkönen kehrt nach 17 Jahren zu Sauber zurück. Seite 14

Der vergebliche Ruf

Reitsschule Nach der Eskalation erklingt der Ruf nach einer Stadtpolizei. Aber selbst Linke wollen nicht in die Zeit vor 2008 zurück. Seite 19

Illegal ist kein Zustand

Kameras im öffentlichen Raum Die städtische Datenschutzbeauftragte Mirjam Graf fordert klare Regeln. Seite 21

Service

Leserbriefe	10	TV/Radio	25
Börse	12	Berner Kultur	28
Kinoprogramm	22	Todesanzeigen	30
Wetter	23		



ANZEIGE

GSTAAD®

COME UP – SLOW DOWN

WANDER-HIGHLIGHT 2018

WISPILE-LAUENENSEE

«ID RUEH VOR NATUR»

www.gstaad.ch/wandem

Bern

Auf Chefarztstufe wird für Frauen die Luft dünn

Spitäler Seit mindestens 15 Jahren studieren in Bern mehr Frauen als Männer Medizin. Auf den Karriereleitern in den Spitälern kommen Ärztinnen aber nach wie vor nicht so gut voran wie ihre Kollegen. Ändern könnten dies vor allem die Vorgesetzten.

Brigitte Walsler

Auch in diesem Jahr werden mit 62 Prozent deutlich mehr Frauen als Männer zum Start eines Medizinstudiums in Bern erwartet. Dass die Studentinnen in der Überzahl sind, hat bereits Tradition: In den vergangenen 15 Jahren lag der Frauenanteil im Medizinstudium in Bern immer bei mindestens 55 Prozent, längst ist von der Feminisierung des Arztberufs die Rede. In den Schweizer Spitälern allerdings sinkt der Frauenanteil mit jeder Stufe auf der Karriereleiter. Auf Chefarztstufe lag er im vergangenen Jahr bei 12 Prozent, wie die Statistik der Ärztenverbände FMH zeigt. Ein kürzlich bestätigtes Urteil zum Inselehospital, aber auch der Ärztemangel haben die Gleichstellung an Spitälern zum öffentlichen Thema gemacht (siehe Kasten). Und dieses ist vielschichtig.

Vereinbar mit einer Familie?

Noemi Fischer studiert in Bern Medizin. Sie hat die ersten Praktika absolviert, eines davon in der Chirurgie. «Mir hat es sehr gut gefallen», sagt sie. Trotzdem wird es sich die angehende Ärztin zweimal überlegen, ob diese Fachrichtung für sie in Frage kommt, «denn ich kann mir fast nicht vorstellen, dass sie mit einem Familienleben, wie es meiner Auffassung entspricht, vereinbar ist.» Vermutlich sei es zwar möglich, Teilzeit zu arbeiten. Allerdings sei die Chirurgie eine Disziplin, in welcher die Erfahrung viel zähle, und in gewissen Fachrichtungen sei die Zahl der Stellen beschränkt: «Wieso soll ein Spital da jemanden in Teilzeit anstellen, wenn andere bereit sind, 100 Prozent zu arbeiten?», meint Fischer, die bis vor kurzem beim Dachverband der Schweizer Medizinstudierenden Swimsa aktiv war. Auch wenn sie sich auf Nachfrage als eher ambitioniert bezeichnet: Diese Überlegungen werde sie in ihre Berufsplanung einbeziehen, sagt die junge Frau, denn sie könne sich gut vorstellen, später eine Familie zu gründen.

«Das klappt sehr gut»
Vanessa Banz arbeitet als Chirurgin mit Fokus auf Leber- und Transplantationschirurgie am Inselehospital Bern. Sie hat drei kleine Kinder und sagt: «In unserem Team arbeiten mehrere Frauen mit Kindern in Arbeitspositionen, das klappt sehr gut.» Ein Tag während der Woche sei der Familie gewidmet.
Lassen sich Transplantationen tatsächlich mit Kindergartenzelten vereinbaren? «Wenn der Teamgeist stimmt, die Unterstützung des Vorgesetzten gegeben ist und man lernt, sich selber gut zu organisieren, dann ist es machbar», sagt Banz, die als leitende Ärztin in der Universitätsklinik für Viszerale Chirurgie tätig ist. Unbestritten erfordere die Arbeit in der Klinik grossen Einsatz. Aber das Team sei gut eingespielt, ein Kollege oder eine Kollegin springe ein, wenn jemand – aus familiären oder anderen Gründen – verhindert sei. Und als sie kürzlich bei einer Transplantation im Operationssaal war, nicht wegkonnte und ihr Mann den Verdacht äusserte, eines ihrer Kinder habe eine Blinddarmentzündung, half ihre Arbeitskollegin, die Notfallkonsultation zu organisieren.
Beruf und Familie unter einen Hut zu bringen, sei nicht nur für Frauen ein Thema, sondern auch für Männer, betont Banz. Sie wurde erst nach Abschluss ihres Facharzttitels und als Oberärztin Mutter. Das sei für die meisten Ärztinnen die naheliegende und auch einfachere Lösung, um Beruf, Karriere und Familie zu vereinbaren.

Vorgesetzte gefordert

Für Lilian Fankhauser ist der Zeitpunkt nach dem Abschluss der Assistenzarzt-



Frauenberuf Ärztin: Mehr Frauen als Männer belegen das Studienfach Medizin. Archivbild Alessandro della Valle (Keystone)

zeit wichtig, weil dann oft die Familiengründung mit dem Karriereentscheid und einer weiteren Aufgabe zusammenfällt: «Wer eine Spitalkarriere plant, muss zusätzlich in die Forschung investieren», sagt die Co-Leiterin der Abteilung für die Gleichstellung von Frauen und Männern der Universität Bern.

Das Problem ist erkannt. Die Uni hat Förderprogramme und Anlaufstellen geschaffen. Der Nationalfonds unterstützt junge Ärztinnen und Ärzte, damit sie auch während der Arbeitszeit forschen können. Doch Weisungen oder Hilfestellungen von aussen helfen nur bedingt, wenn individuelle Lösungen gefragt sind. Auch Fankhauser sagt deshalb: «Die Unterstützung der Vorgesetzten ist entscheidend.» Bei diesen sei die Einsicht zwar oft vorhanden, doch häufig stehe der reibungslose Betrieb im Vordergrund. «da müssen die Vorgesetzten noch deutlich mehr tun als bisher.»

Sie ist überzeugt, dass Frauen grundsätzlich genauso gewillt sind, in den Beruf zu investieren wie Männer. Sie seien jedoch eher auf Bestärkung von

«Je mehr Frauen eine Spitalkarriere anstreben, desto mehr wird es familienfreundliche Strukturen geben.»

Lilian Fankhauser
Co-Leiterin Abteilung für Gleichstellung von Frauen und Männern der Uni Bern.

Unterstützung Dass die Vereinbarkeit von Familie und Arztberuf zum Problem werden kann, diese Erfahrung macht Peter Christen regelmässig. Der Arzt leitet das Unterstützungsnetzwerk für Ärztinnen und Ärzte ReMed. Von den 141 Beratungen durch ReMed im vergangenen Jahr seien 85 Meldungen von Ärztinnen erfolgt, häufig aus Spitälern, und oft sei die Doppelbelastung durch Beruf und Familie der Grund der Kontaktaufnahme gewesen: «Oft ist es eine zusätzliche Belastung – die Krankheit eines Kindes oder eine neue Aufgabe im Spital –, die ein bereits fragiles Gleichgewicht durcheinander und eine Person an ihre Grenzen bringt», sagt Christen.

Zweifel
In Erfahrungsberichten, welche ReMed auf der Website und in der Schweizerischen Ärztezeitung veröffentlicht hat, ist ausserdem von starken Zweifeln zu lesen, die dazu führten, dass Assistenz-

aussen angewiesen und auch deshalb auf Vorgesetzte, die sie unterstützen. «Je mehr Frauen eine Spitalkarriere anstreben, desto mehr wird es auch familienfreundliche Strukturen geben», sagt Fankhauser. Solange man die einzige Frau in einem Team sei, passe man sich eher an, verzichte vielleicht sogar auf Kinder.

Unsichtbare Frauen

Frauen sichtbar zu machen, ist deshalb für Hildegard Tanner ein wichtiges Anliegen. Sie ist leitende Ärztin und Professorin sowie Gleichstellungsbeauftragte an der Universitätsklinik für Kardiologie am Inselehospital. Ihr und anderen Kolleginnen fiel auf, dass Frauen an Berufstagungen oder offiziellen Veranstaltungen noch stärker unterrepräsentiert waren als sonst in ihrem Fach. «Es kam vor, dass weder im wissenschaftlichen Komitee noch unter den Referenten eine Frau war.»

Treuen Frauen nicht in Erscheinung, fehlen sie auch als Ansprechpersonen und Vorbilder, ihre Ansichten und Arbeit-

kommen nicht zur Sprache. Letztes Jahr hat Tanner mit Berufskolleginnen eine Interessengemeinschaft (IG) für Frauen in der Kardiologie gegründet. In diesem Jahr organisiert die IG eine Tagung, bei welcher das Geschlechterverhältnis unter den Vortragenden ausgeglichen ist. Hildegard Tanner hat die Erfahrung gemacht, dass solche Bemühungen wohlwollend aufgenommen werden, und dass nicht Kalkül dahinter steckt, wenn Frauen aussen vor bleiben. Eher fehle das Bewusstsein für dieses Thema.

Männer seien besser vernetzt, nun gelte es, auch unter Kolleginnen den beruflichen Austausch zu fördern. Tanner befürwortet deshalb Mentoringprogramme für Frauen. Als Gleichstellungsbeauftragte hat sie die Stellen innerhalb ihrer Klinik ausgewertet. Das Ergebnis würde man nicht erwarten: Auf Assistenzarztstufe gibt es zwar fast keine Teilzeitstellen. Doch ab Stufe Oberarzt sind sie vorhanden und werden nicht nur von Frauen, sondern fast zur Hälfte auch von Männern besetzt.

Frauen suchen Hilfe

Unterstützung Dass die Vereinbarkeit von Familie und Arztberuf zum Problem werden kann, diese Erfahrung macht Peter Christen regelmässig. Der Arzt leitet das Unterstützungsnetzwerk für Ärztinnen und Ärzte ReMed. Von den 141 Beratungen durch ReMed im vergangenen Jahr seien 85 Meldungen von Ärztinnen erfolgt, häufig aus Spitälern, und oft sei die Doppelbelastung durch Beruf und Familie der Grund der Kontaktaufnahme gewesen: «Oft ist es eine zusätzliche Belastung – die Krankheit eines Kindes oder eine neue Aufgabe im Spital –, die ein bereits fragiles Gleichgewicht durcheinander und eine Person an ihre Grenzen bringt», sagt Christen.

Zweifel
In Erfahrungsberichten, welche ReMed auf der Website und in der Schweizerischen Ärztezeitung veröffentlicht hat, ist ausserdem von starken Zweifeln zu lesen, die dazu führten, dass Assistenz-

ärztinnen Hilfe suchten. Die Zweifel rührten von hohen Idealen her, von selbstkritischem Hinterfragen, von dem Eindruck, sich darüber nicht austauschen zu können, aber auch von Überstunden oder Stress. Christen hat erlebt, dass Frauen eher bis zur Leistungsgrenze arbeiten als eine Pensensreduktion zu verlangen, da sie einen Karriereknick befürchten.

Organisationsformen

Der ökonomische Druck auf die Spitäler habe die Situation zusätzlich verschärft, sagt Christen von ReMed. «Insgesamt bildet sich die Feminisierung des Arztberufs zu wenig in den Weiterbildungs- und Laufbahnstrukturen der Spitäler ab», hält er fest. Dabei seien durchaus Organisationsformen wie etwa Jobsharing möglich, die Ärztinnen und Ärzten mit Familienpflichten mehr Zeit für eine Weiterbildung einräumten, und sie seien nötig, damit die junge Generation langfristig im Beruf bleibe. (bu)

Rekord zum Studienbeginn

Medizinische Fakultät Nächste Woche starten so viele neue Medizinstudierende in Bern wie noch nie. 320 Plätze stehen für Studienanfänger zur Verfügung, das sind 100 mehr als im Jahr zuvor und gut doppelt so viele wie vor zehn Jahren. Ein Medizinstudium dauert sechs Jahre, bis 2024 soll sich somit die Gesamtzahl der Medizinstudierenden in Bern auf rund 2000 erhöhen. Die medizinische Fakultät in Bern wird künftig schweizweit am meisten Studienabschlüsse in Humanmedizin vorweisen.

Der Kanton und die Universität Bern kommen mit diesem Ausbau einer Forderung des Bundes nach mehr Schweizer Ärztinnen und Ärzten nach. Gemäss der Ärztestatistik der FMH stammt derzeit gut ein Drittel der berufstätigen Ärzte aus dem Ausland. Als Anschubfinanzierung stellte der Bund den Kantonen insgesamt 100 Millionen Franken zur Verfügung. Auch andere Universitäten erhöht die Zahl der Studienplätze. Der Kanton Bern will mit dem Ausbau zusätzlich den Medizinalstandort Bern stärken, wie die Erziehungsdirektion bereits 2016 mitteilte.

Die hohe Zahl der Medizinstudierenden stellt die Universität vor zahlreiche Herausforderungen. Studienpläne wurden angepasst und vor allem neue Räume zugemietet, wie Marcel Egger, Vizekan der medizinischen Fakultät erläutert. Im Renferhaus beim ehemaligen Zieglerspital in Bern stehen den Studentinnen und Studenten ab nächster Woche 365 Tage im Jahr Arbeitsplätze zur Verfügung. Weitere Räume des Gebäudes, das der Stadt Bern gehört, werden für praktische Prüfungen oder von kleineren Lerngruppen genutzt. Was noch fehle, sei ein grosser Hörsaal, bestätigt Egger Angaben der «Berner Zeitung». Als Alternative würden Vorlesungen mit Bild und Ton von einem Saal in einen zweiten übertragen, sodass sie alle Studierenden mitverfolgen könnten.

Der Mietvertrag für das Renferhaus sei befristet, so Egger. Später solle die gesamte medizinische Ausbildung beim Inselehospital zusammengefasst werden. Noch ist offen, ob die dortigen Räume rechtzeitig erstellt sind, doch er sei zuversichtlich, dass Lösungen gefunden werden, so Egger. (bu)

Urteil zu Gleichstellung

Der Fall hat schweizweit Aufsehen erregt: Die Ärztin Natafée Urwyler hat aufgrund des Gleichstellungsgesetzes Recht erhalten, als sie sich gegen eine Kündigung wehrte, die das Berner Inselehospital 2014 ausgesprochen hatte. Vier Monate vorher hatte die Ärztin, die zuvor Mutter geworden war, eine Beschwerde wegen Diskriminierung des weiblichen Geschlechts und Verhinderung der akademischen Karriere eingereicht. Das Gericht ging von einer Rechekündigung aus, das Urteil ist inzwischen rechtskräftig.

Der Fall warf in der Öffentlichkeit Fragen darüber auf, wie familienfreundliche Strukturen in Spitälern sind, ob Mütter einen Karriereknick befürchten müssen, wenn sie aufgrund von Familienpflichten ihre Pensens reduzieren, und weshalb es auf den obersten Chefetagen nur wenige Frauen gibt. Die Frage ist auch vor dem Hintergrund eines Mangels an Schweizer Ärztinnen und Ärzten relevant sowie aufgrund der Tatsache, dass der Frauenanteil bei den Assistenzärzten gemäss der Ärztenverbände FMH inzwischen bei fast 60 Prozent liegt. (bu)